

(Nachdruck verboten.)

8)

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

„Da, leset!“ der Fremde überreichte den Bogen.

„Oh, zum Lesen was,“ sagte der Waldstuber, „ich kann nicht lesen.“

„So! na, das ist ja wieder einmal recht erfreulich.“

„Mein Vater hat immer gesagt, der Bauer kriegt nicht viel Schönes zum Lesen, er sollt's lieber gar nicht lernen.“

„Stenerriekstände!“ brummte der fremde Herr, denn es war der Steuerbote aus Krebsau.

„Hab' mir's gedacht,“ murmelte der Bauer, „hab' mir's eh gleich gedacht. — Wie viel denn?“

„Fünfundzwanzig Gulden dreiundneunzig Kreuzer.“

„Oh, wie so denn?“ fuhr der Bauer erschrocken auf.

„Und fünfzehn Gulden einundfünfzig Kreuzer Zuschläge.“

„Ei, doch nicht, doch nicht!“ rief der Bauer entsetzt.

„Nacht zusammen einundvierzig Gulden vierundvierzig Kreuzer, welcher Betrag binnen drei Tagen bei sonstiger Pfändung im Steueramt zu bezahlen ist.“

Der Waldstuber schwieg, ging aber mit über dem Rücken gelegten Armen rasch die enge Stube auf und ab, einmal das eine, einmal das andere Kind mit den Füßen von sich stoßend.

„Himmel gottverflucht!“ stieß er plötzlich hervor und begann ein schauerhaftes Schelten und Wettern gegen die Bauernabtrenner und besonders gegen den Steuerboten, der manches scharfe Wort schon gewohnt, verblüfft stillschwieg und zuhörte.

„Kann ich dafür?“ verzehnte er endlich. „Glaubt Ihr, es ist mir ein Vergnügen, zu den Nestern im Gebirg herumzuklettern und Grobheiten einzustrecken? Ich habe Kinder daheim, wie Ihr, aber schaut sie einmal an, ob sie so gesund und vollwändig sind, wie die Euren. Wir vom Amt sind dieselben armen Teufel, wie Ihr oder ärmer! ärmer! Die Boshafteu von uns haben wenigsten den Trost, daß sie andere uns Geld bringen können.“

„Höllvermaledeite Zustände das!“ schrie der Waldstuber, und sein Haar sträubte sich auf, und seine Wangen waren erbsahl, „ich hab' das Geld nicht. Ich muß Mehl kaufen, daß wir was zu essen haben, den Kindern Gewand kaufen, den Arzt bezahlen, das Steueramt soll warten. — Ich laß bitten!“ setzte er kleinlaut bei.

„Der Bote schüttelte die Achseln. „Nichts zu machen,“ sagte er, „der Kloiber-Frauz in Sandeben hat auch so geredet, just so, ist gestern vergantet worden.“

Der Bauer schlug zum Boten gewendet die Hände zusammen und rief: „Seid Ihr denn nicht auch Menschen?“

„Wie so?“ fragte der Steuerbote. „Wir sind Staatsbeamte.“

„Und der Staat?“

„— ist kein Mensch.“

„Der Teufel hol's!“ schrie der Bauer.

In diesem Augenblicke trat der Waldmeister Ladislaus ein, um zu sehen, worüber denn hier so heftig gestritten würde. Als er die Sache begriff, und er begriff sie bald, sagte er lächelnd zum Waldstuber: „Du mußt heute andächtig zu Deinem Schutzengel gebetet haben.“

„Warum das wieder?“ fuhr der Bauer, der sich gehöhnt glaubte, drein.

„Weil er Dir einen Netzer schickt zu rechter Zeit,“ sagte der Waldmeister, und hielt ihm seine Brieftasche hin: „Da drinnen sind Deine fünfshundert Gulden.“

Der Bauer trat erschrocken einen Schritt zurück und starrte auf die Ledertasche, die der Waldmeister vor ihm hielt.

„Nimm's nur,“ sagte er freundlich, „nimm's, es gehört Dir. Der Kämpelherr schickt Dir's für Dein Haus und Grund.“

„In Gottesnamen!“ sagte der Waldstuber und nahm das Geld.

Da war er fremd in dem Hause seiner Väter.

## Der Guldeisner fällt.

Unten an der Sandbach, wenn man gegen Sandeben hinausging, das letzte Haus hieß der Steppenhof. Es war der stattlichste eines in Altenmoos. Es hatte ein großes Gehöfte, welches aber zum theil leer stand. An der glatten Wand des Hauses, deren Zimmerbäume nicht mit Netzen behangen, sondern mit der Bretterjäge geschnitten worden, waren große längliche Fenster mit hellen Glasaufen, blau angestrichenen Balken und Fensterkreuzen. Es hatte große Stuben, wovon eine sogar mit Eschenholz ausgetäfelt, braun und mit rothen Falzrändern bemalt war. An der äußeren Seite der Thür stand oben als schlauer Herbergspruch: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“ an der inneren Seite, gerade über dem Weihbrunngefäß, war zu lesen: „Heute zahlen, borgen morgen,“ worunter allerdings ein Gast mit Kreide die Verbesserung angebracht hatte: „Heute borgen, zahlen morgen.“

Der Steppenhof war nämlich ein Wirthshaus. Er hatte ja ursprünglich, wie jedes andere Haus zu Altenmoos, seine Felder, Wiesen und Waldbestände gehabt, aber weil er gar so nahe am Wege stand und so bequem am Wasser, so war allmählig ein Wirthshaus daraus geworden. Da mußte der Stepper bei den Gästen sitzen, oder in anderen Wirthshäusern zu Sandeben selbst Gast sein, damit die Wirthe gelegentlich wieder bei ihm einkehren sollten. Und so ward vor lauter Wirth- und Gastsein der Bauernwirtschaft vergessen. Also gab's im Steppenhanse nun Apfelmooß, Braantwein und sogar zwei Gattungen echten Traubenweines, wodon die eine Gattung „der Ordinari“, die andere „der Bessere“ genannt wurde. Jeden Gast, der Wein verlangte, fragte der Wirth: „Einen Besseren?“ und wenn das ja zuweist von den sparsamen Altenmoosern verneint wurde, so hatten diese sich alle Schuld selber bezumessen. Judeß hatte selbst der „Ordinari“ keine weiteren Untugenden, als daß er eben ehrlich sauer war. Auch Eierpeise und Kaffee konnte man haben beim Steppenwirth, und an Sonn- und Feiertagen Hammel-, Hasen- oder gar Schweinsbraten. Eimer oder der andere der guten Altenmooser sah in der Wirthstube und trank, rauchte oder „duselte“. Wenn's zu Hause Verdruß gegeben, war es hier höllisch fein zu sitzen. Und wenn zu Hause alles gut ging, sah mancher nicht ein, warum er sich nicht ein „Seidel gummien“ solle. War ein vortheilhafter Viehhandel abgeschlossen, so sah sich's wie angegossen am Ahornbüsch, und hatte einer Holz oder Hafer verkauft, so war gewiß die trockengeredete Kehle aufentungsbedürftig. Auch gab es in Altenmoos Quartal-Lumpen; das waren solche, welche monatlang brav zu Hause blieben und arbeiteten, wenn sie endlich aber einmal ins Wirthshaus kamen, dann hoelten sie tagelang darin fest, schlossen den einen Kausch auf der Ofenbank aus und tranken den anderen am Tische, bis ihr Geld, ihre Saduhr und oftmals auch ihr Rock verthan war. Dann lehrten sie heim, und war ihnen wieder wohl auf ein Vierteljahr.

An den Sonntagen Nachmittags waren die drei Tische der Gaststube stets voller Leute. Der Stepper hatte seine weiße Schürze umgebunden, sein grünes Sammiläppchen auf die Kopfplage gestülpt und sein Gesicht zu einer behaglichen Gemüthlichkeit auseinanderzogen — da war der Wirth fertig. War er bei Humor, so brachte er allerlei Sprüchlein und Schalkheiten vor, mit denen er bisweilen andere, öfter aber sich selbst verspottete. So sagte er: „Nachbar! hant schlechter Mensch! Für Dich ist das frisch Wasser viel zu gut, Du mußt heute Steppenwirths Wein trinken, damit Du Deine Sünden abbüßest.“ Oder: „Nein, Brüderl, gefossen wird nicht, aber trinken, so viel Du magst.“ Oder: „Müller, Schneider und Wirth werden nicht gehenkt, sonst ginge das Gewerbe leer aus.“ Oder: „Geh, gumm Dir ein Stündel Raft bei mir, besser müßig gehen, als nicht arbeiten.“ Wenn einer seinen Rock auszog, so eilte der Stepper dienstfertig herbei und sagte: „Laß mich dazu. Das Lentanziehen können wir Wirth am besten.“

„Der Dreisam kommt, ein braver Mann, Christenheit angenommen!“ Mit diesen Worten grüßte er an unserem Sonntage den Genannten, der heute langsam, wie unentschlossen in die Stube trittete. „Was magst, Dreisam?“

„Heut' fragst Du mich unsoast, Wirth,“ sagte der Ein-

getretene. „Heut' soll mir Deine Alte ein feistes Pfaunkoch machen, und Pfeffer drauf.“ Dann setzte er sich an den Tisch, hob mit der umgekehrten flachen Hand seinen Bart von der Brust weg, weil er unterhalb desselben aus der Brusttasche sein Pfeifenzeug hervorsuchen mußte.

„Pfaunkoch und Pfeffer drauf?“ fragte der Wirth.

„Heut' brauchen wir Durscht,“ sagte der Dreisam.

„Das ist brav, das ist brav,“ schmunzelte der Wirth, „Durscht ist der beste Kellner.“

„Geht Dein Besserer wohl nicht etwan auf die Reige?“

„Ich will die drei größten Altenmooser Stockfische damit erlösen, was ich noch im Keller hab,“ antwortete der Stepper.

„Alsdann werden wir halt Eins trinken,“ sagte der Dreisam und schlug Tabakfeuer.

„Sakement noch einmal!“ Inurte am anderen Tisch ein Holzknicht, „Geld giebt's jetzt in Altenmoos, als ob die Guldenhäuteln auf den Haselstauden thäten wachsen. Sonst ist uns alleweil der Durscht zu stark und das Geld zu schwach worden. Heutzutage geht's verkehrt.“

„Oh wahr auch,“ stimmte der alte Luschel-Peterl bei, der an der Ofenbank saß. Auch er war heute ins Wirthshaus gegangen. „Bring' mir ein Stampler Brauntwein,“ hatte er vorhin zum Wirth gesagt, „aber Geld hab' ich keins.“

„Thut nichts,“ darauf der Wirth, „Geld macht nicht glücklich, wenn man keins hat.“

„Die Simpeln und die Amseln werden nachher bezahlen, Du weißt schon.“

„Gut ist's, sagt der Teufel und dreht dem Pfaffen den Hals um,“ versetzte der Wirth und brachte nach allen Seiten hin das Verlangte.

Für die Stubengäste konnte sich übrigens der Steppenwirth heute wenig Zeit nehmen. Draußen am Bachraude, auf grünem Ager unter der Linde, waren Tische und Bänke aufgeschlagen noch vom Viehmarkt her. Dort war es an diesem Nachmittage verwunderlich überfüllt. Der Bauer, der die ganze Woche im Freien ist, sitzt sonst Sonntags gern in der Stube, auch bei schönstem Wetter, ja vergißt sogar manchmal, ein Fenster aufzumachen; die dumpfige, rauchige und von Wein- und Menschendunst durchsetzte Luft muthet ihn sonntägig an. Aber heute war alles draußen. Es war nämlich dort das Unerhörteste zu sehen, was je in Altenmoos sich ereignen konnte. Der Guldeisner verkaufte sein Haus.

Breit an den Lindenbaum hingelehnt saß der Großbauer da und stemmte die Fäuste auf den Tisch. Er hatte eine kohlschwarze Fellhose an, die von den Knien ab mit steifem Leder besetzt war bis nieder zu den beschlagenen Bundschuhen; dann eine schwarze Weste mit einer Reihe großer Silberknöpfe. Und er hatte eine kurze Jacke aus dunkelbraunem Tuche an und einen schwarzen seidewolligen Hut mit schmaler eingeringelter Krempe auf. An seinem Ohrkläppchen blinkten zwei goldene Scheiblein. Am den Bauch trug er einen breiten, mit weißer Seide ausgestepptem Ledergürt, auf dessen Schild unter vielem Zierath die Buchstaben F. G. standen. Das war der Franz Guldeisner in seiner Großbauerentracht.

Ihm gegenüber saß ein Herr mit blondem, gutmüthig lächelndem Gesicht, kurzgeschnittenem Vollbart und Augengläsern. Er hatte ein graues Tuchgewand am Leibe und seine Wäsche, die an Hals und Ärmeln weiß und glatt hervorblinnte. Er war noch nicht alt, that aber behaglich und gab sich schlicht und zuvorkommend gegen jeden. Dort unter dem Vordache der Stallung stand sein Wagen, an welchem alles funkelte und der voran zwei Laternen aufgesteckt hatte. Ein Bauer bemerkte darüber, da wäre es leicht, bis in die Nacht im Wirthshaus sitzen, wenn man nachher in einem Wagen, der zwei Augen habe, heimfahren könne. Da glaube er schon, daß kein ranchiger Herr in den Bach falle.

Die beiden Männer, der Guldeisner und der graue Herr, hatten vor sich auf dem Tisch hohe schmale Flaschen stehen, „herrliche Röhrln“, wie der Wirth dardhat, aus welchen der Herr dem Bauer das Trinkglas füllte, so oft es hohl war.

Die übrigen Bauern hielten sich in gemessener Entfernung, plauderten halblaut unter sich über Feld und Vieh, Wind und Wetter, spitzten aber insgeheim die Ohren den beiden Männern unter der Linde zu. Der Guldeisner und der Kampelherr! — Unter den Bauern war auch der Waldmeister, was der Dreisam durch das Fenster hinein mit Wohlgefallen wahrnahm. Es sollte hernach ja an den Bart gehen. Der Waldmeister hatte eine kleine Gruppe um sich, der er allerhand Unterhaltung vormachte. Er konnte einen

Silberthaler durch die Tischplatte stecken, ohne daß ein Loch war. Er konnte durch zwei Zauberworte ein entzweigefchnittenes Schürzenband wieder zusammensetzen, ohne daß eine Spur des Schnittes zurückblieb. Er konnte einen langen Karrenstrick verschlucken und bei den Nermeln wieder herausspinnen. Mit Spielarten machte er unzählige Künste, und allemal bedurfte er nur ein paar Beschwörungsformeln in der Kirchensprache (im Lateinischen), um die Zaubereien zu vollführen. Einige Zuschauer waren von diesen Dingen vollends gefangen genommen; mit schallender Verwunderung oder nachdenklichem Kopfschütteln begleiteten sie die unheimlichen Thaten des Waldmeisters. Anderen jedoch waren und blieben die Vorgänge am Lindentisch wichtiger, als der „Leutzumbestehhaber“. Aus der Stube waren sie hervorgekommen, und sie rückten sachte um die beiden Männer zusammen.

Der Guldeisner hatte seinen schwarzen struppigen Kopf noch tiefer als sonst zwischen seine Schultern eingezogen. Der Hut lag neben ihm auf der Bank. Manchmal fuhr er sich mit der Hand rasch ins Haar, zauschte an demselben, ergriff dann ebenso hastig das Trinkglas und goß dessen Inhalt in die Gurgel.

„Teufel!“ brummte er jetzt, „es steigt mir der Graus auf!“

Es war ihm verdächtig geworden, daß der Kampelherr für sein Gut eine so hohe Summe geboten hatte. Er schloß daraus, daß es noch weit mehr werth sein müsse und daß ihn der Herr überlisten wolle.

„Ich habe niemals,“ sagte der Kampelherr überaus gelassen, „auch draußen im Flachlande nicht, das Joch durchschnittlich theurer als mit sechzig Gulden bezahlt. Aber ich habe es bezahlt mit dreißig Gulden und habe es bezahlt mit fünf- undzwanzig. Ihr Nachbar, der Knaitschel, hat zweiundzwanzig Gulden bekommen und steht noch im Vortheil. Das Joch zu fünf und zwanzig trägt mir als Waldboden kaum andert- halb Prozent, kaum! Auf den Guldeisnergrund dreißigtausend Gulden zu dreiviertel Prozent anzulegen ist eine Thorheit. Nur der Jagd wegen, offen gesagt, hätt' ich mir dafür gestanden. Mit Feldbau und Viehzucht haben Sie drei Prozent; so gut wie der Bauer verwerthet den Boden Keiner. Behalten Sie Ihren Hof, Guldeisner, ich rathe Ihnen gut, behalten Sie ihn! — Gefällig?“

Das Zigarrentäschchen hielt er dem Bauer hin, er selbst hatte sich während der Auseinandersetzungen eine frische in den Mund gesteckt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3

## Verlassen.

Von R. Barantsewitsch.

Autorisirte Uebersetzung.

Am häßlichsten sah sie ihre Mutter, die selbstamerweise sehr wohl ausah und sehr fröhlich schien. . . . Jetzt führt sie das Kind an der Hand in die Kirche. . . . Die Sonne übergießt alles mit feurigem Glanz; auf der weißen Kuppel der Kirche, auf der Oberfläche des Sees, in jeder Blume, auf jedem Grashalm glitzern die Sonnenstrahlen.

Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Auf den Fliesen liegt eine zahlreiche Menschenmenge in festlichen Gewändern, Muschik's, alle in blauen Kastans, Frauen und junge Mädchen mit bunten Tüchern und farbigen Bändern geschmückt. . . .

Und jetzt sammelt sie mit Mania Pilze im Walde. . . . Die Mutter hat ihren Korb schon voll und lacht, und Paragula lacht, und beide sind so glücklich, so zufrieden. — — —

Wahjuta's Geschrei weckte sie auf. Das Kind zappelte in seiner Wiege und weinte. Der Lutschbeutel lag an der Erde, war aber fast leer. Nichtsdestoweniger steckte Paragula ihn dem Kinde in den Mund, und Wahjuta schwieg.

Das schwache Tageslicht brach durch das Fenster, und nun bemerkte Paragula, daß der Vater nicht in der Isba war. Das gab ihr Muth, und da sie ebenfalls Hunger hatte, so ging sie zum Tisch, zog die schwere Schublade auf und suchte; aber es fand sich kein Stückchen Brot.

„Der Vater wird welches mitbringen, wenn er nach Hause kommt,“ dachte sie, um sich zu beruhigen.

Dann ging sie zu dem Kinde. Aber in diesem Augenblick erwachte Petta, rieb sich die Augen, schnitt eine Grimasse und fing an zu weinen. Um ihn zu beruhigen, nahm ihn Paragula auf den Schooß.

„Beruhige Dich, Petja, beruhige Dich. . . . Was willst Du denn?“

„Ich. . . will. . . essen!“

„Warte, Petta; der Vater kommt bald; er bringt Brot mit!“

„Ich will essen!“

Petta's Geschrei weckte Wahjuta wieder auf, und dieser fing ebenfalls zu schreien an. Der Lutschbeutel war leer.

Paragula suchte auf's neue. Der Hunger quälte sie ebenfalls; aber noch weher that es ihr, ihre kleinen Brüder schreien zu hören. Sie ging wieder zur Schublade, kletterte auf die Bänke, auf den Schrank, unter den Tisch, auf den Ofen; aber nirgends fand sich auch nur eine Krume!

Zu dem Hunger gefellte sich der Durst. Sie schöpfte Wasser aus der Sonne und trank. Petka streckte den Hals nach ihr aus; sie ließ ihn ebenfalls trinken, dann tauchte sie den Lutschtbeutel in das Wasser und steckte ihn Wajjuta in den Mund, der gierig daran sog; für einen Augenblick schien er sich zu beruhigen. Paragula ging ans Fenster und blickte hinaus; es war nichts zu sehen außer dem unendlichen Schnee. Man hörte die Bäume im Walde sich bewegen und ihre entblätterten Kronen schütteln.

So vergingen mehrere Stunden.

„Ich will essen! schrie Petka plötzlich aus seinem Winkel.

Paragula zitterte. Dieser Schrei erinnerte sie daran, daß sie selbst noch nichts gegessen hatte. . . Und der Vater kam noch immer nicht! Sollte sie noch lange auf ihn warten? Ein plötzlicher heftiger Schmerz drückte ihr den Magen zusammen, doch derselbe verging bald wieder.

Wajjuta erwachte und fing an zu weinen. Paragula setzte sich zu ihm und wiegte. Der Lutschtbeutel war vollständig ausgefogen, doch das Kind jammte nicht, es hörte nicht auf zu schreien, sondern dachte bald das eine und bald das andere von seinen kleinen Händchen in den Mund.

Fast eine Stunde lang wiegte ihn Paragula; aber er schwieg nicht; etwas schreckliches ging in ihm vor. Paragula wiegte immer stärker und stärker, so daß sie in schließlich in der Wiege hin- und herwarf; aber nichts half, mit heiserer, gellender Stimme heulte Wajjuta aus Leibeskräften, und Petka begleitete das Geschrei des Kleinen. Ganz verzweifelt wollte sie die Isba verlassen, denn sie wußte nicht mehr, was sie thun sollte. Sie drückte auf die Thür; dieselbe gab nicht nach. Sie drückte stärker; aber ohne den geringsten Erfolg. Entsetzt nahm sie all' ihre geringen Kräfte zusammen und stemmte sich gegen die Thür. Da hörte sie plötzlich das Klirren des Vorlegeschlosses.

Jetzt begriff sie, daß sie eingeschlossen waren. Eine entsetzliche Angst preßte ihr das Herz zusammen. Ein lauter Schrei hallte in der Isba wieder. Doch nur das dumpfe Grollen des Windes antwortete ihnen aus dem Walde. — — —

Wieder vergingen mehrere Stunden.

Dunkelheit erfüllte die Isba. Zuerst sah man gar nichts mehr. Nur, wenn man länger und starr hinblickte, konnte man die Wiege mit dem Kinde unterscheiden, das von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Schrei ausstößt; außerdem bemerkt man den dunklen Schatten eines kleinen Kinderkopfes, der sich gegen die Fensterscheibe lehnt.

Auch draußen herrscht tiefe Finsterniß. Mit dunklem Schleier ist die sternlose und mondlose Winternacht herabgesunken, und hüllt die mächtigen Fichten und Buchen ein, zwischen denen von Zeit zu Zeit ganz kleine Feuer erscheinen. Jetzt sieht man zwei; sie machen Halt und wenden sich dann nach einer andern Seite. . . Jetzt wieder zwei, und wieder und wieder; man konnte mehr als zehn von diesen kleinen Feuern zählen. Dunkle Schatten bewegen sich in allernächster Nähe, um plötzlich in der Tiefe des Waldes zu verschwinden. . . Dann hört man langes, gräßliches Heulen, das einem das Herz zerreißt — das Heulen der Wölfe.

. . . Und der Kopf des Kindes bleibt noch immer gegen die Scheibe gelehnt, nur seine beiden entsetzestarrten, sieberglänzenden Augen bohren sich in den schwarzen Raum.

Auf was warten diese Augen? Auf was hoffen sie? Woran denkt dieser arme, kleine Kopf?

Kein Ausweg! Kein Gedanke in diesem Kopf! . . . Wüste Leere, verworrene Empfindungen, Kummer, Angst, Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit. . .

„Essen!“ spricht eine flehende, klägliche Stimme aus einem Winkel.

Aber der kleine Kindskopf bleibt unbeweglich, wie an das Fenster genagelt; und die Wimpern zittern über den weit aufgerissenen, brennenden Augen, und große, dicke Thränen laufen eine nach der andern auf die Wangen herab.

„Er wird kommen, er wird kommen, der Vater!“ murmeln die ausgetrockneten Lippen. . . „Er wird Brot bringen, viel, viel Brot. . . O wieviel Brot, wieviel Brot wird er mitbringen!“

Und es kommt Paragula vor, als knirschende der Schnee unter Schritten, als näherte sich jemand der Isba und berühre das Vorlegeschloß. In der Dunkelheit huscht sie tappend zur Thür, lauscht eifrig an dem Spalt, horcht auf jeden Ton, jedes leise Geräusch. . . Niemand! Nichts als der Wind, der mit klagender Stimme sein Nachtlied singt.

Und von neuem lehnt sich die Kleine gegen das Fenster; von neuem schießt ihr ein ganzer Strom von wirren, abgerissenen Gedanken durch den Kopf; sie glaubt Schritte zu hören und befindet sich wieder an der Thür.

„Essen, Paragula! Geh zu essen! . . . Mir thut das Herz so weh!“ — — —

Die sieberglänzenden Augen erlöschen nach und nach; die schweren Wimpern senken sich, der kleine Kopf neigt sich. . .

Geräuschvoll öffnet sich die Thür, und der Vater tritt ein; er stößt unter dem Gewicht eines Mehlsacks.

„Vater! Vater!“ ruft Paragula, auf ihn zuweilend und heftig die Schöße seines Raftans erfassend.

Der Vater setzt den Sack in die Ecke, trocknet sich mit seinem Ärmel den Schweiß von der Stirn und streichelt mit seiner knochigen Hand den Kopf des Kindes.

„So! Prastovja“, sagt er, sich an die Mutter wendend. „Da ist Mehl; jetzt bade, was Du willst.“

Mamka macht sich schnell an die Arbeit; sie zündet den Ofen an, schiebt den Backtrog vor, knetet den Teig und macht Kuchen für die Kinder. Und was für Kuchen! Warm und zart zergehen sie einem im Munde!

Paragula giebt Wajjuta und Petka davon; und sie selbst ist viel, sehr viel; dann setzt sie sich auf die Bank und ist, ist immerfort. . . Und je mehr sie isst, desto mehr will sie haben. . . und es giebt immer neue Kuchen, immer neue Kuchen. . .

Und plötzlich ist nichts mehr da! Weder Vater, noch Mutter, noch Kuchen! Nichts, als die schwarze, eisige Nacht, die ihr in die Augen blickt, und der Wind, der unaufhörlich sein düsteres Lied singt, und Wajjuta, der von Zeit zu Zeit kraftlose Schreie ausstößt.

„Trinken!“ ruft die Stimme Petka's. Paragula will sich erheben und sich von dem Fenster losreißen, aber eine dumpfe Schwäche überfällt sie, als wenn eine leichte, aber feste Spinnewebe ihre Glieder einschloße. Ihr kleiner Kopf wirbelt ihr, und senkt sich nach und nach; und von neuem erscheint der Vater mit dem Mehlsack, und die Mamka mit den aufgetrempelten Ärmeln, die eifrig den Teig knetet, dann kibelt ihr ein süßer Geruch von gebadenem Brot den Gaumen, und sie bewegt unaufhörlich die Kinnbaden. — — —

(Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— Die Polizei als Jensor. Im Münchener Volkstheater werden gegenwärtig Hauptmann's „Weber“ gegeben. In den ersten Vorstellungen durfte Moriz Jäger, eine Person dieses Stückes, nach der Vorchrist des Dichters noch zum Polizeikommissar sagen: „Du, hab' ich vielleicht schon 'mal Dir die Schweine gehüt'?" Die Zumuthung nun, daß ein Polizeikommissar jemals Schweine hüten könnte, war dem um die Standeshöhre besorgten Münchener Kollegen so ungenehmlich, daß er den Rothfust spielen ließ und in den Mund des Weberführers die zahmere Phrase legte: „Hab' ich vielleicht schon einmal mit Dir Brüderschaft getrunken?“ —

— Falsche Zobelpelze. Vor einigen Tagen bezeichnete sich in einer Pariser Gerichtsverhandlung, in der es sich um einen Diebstahl mehrerer Zobelpelze handelte, ein Zeuge als artiste fourreur (Kunstfurscher). Bei weiterem Ausfragen nannte er sich Zobelmaler. Seine Kunst besteht laut „Voss. Jtg.“ darin, gemeine, einheimische Kaninchenbälge, die kaum einen Franken das Stück werth sind, mittels Farbe und Pinsels in Zobelpelze zu verwandeln, die für mindestens 100 Frks. verkauft werden, oft sogar noch theurer. Die Kaninchenzucht bildet eine unerlöschliche Hilfsquelle für das Pariser Kürschnergewerbe. Je nach der Mode verwandelt sich der Kaninchenbalg in Zobelpelz, Hermelin, Blausuchs und wie alle die berühmten Pelzwerke heißen. —

— Vererbung von Geisteskrankheiten. In dem englischen „Journal of Mental Science“ giebt John Turner eine Statistik über die Vererbung von Geisteskrankheit. Turner hat über 1089 Fälle im Asyl der Grafschaft Essex Material gesammelt, um festzustellen, in welcher Weise die einzelnen Geisteskranken elterlicherseits befallen waren. Es hat sich herausgestellt, daß die weiblichen Nachkommen unter der Geisteskrankheit der Eltern häufiger zu leiden haben, als die männlichen, und ferner, daß die Gefahr der Vererbung dann größer ist, wenn der Vater geisteskrank ist, als wenn dies bei der Mutter der Fall. So hatten 106 geisteskrante Väter mit normalen Müttern 107 geisteskrante Söhne und 138 geisteskrante Töchter. Dagegen gingen aus 236 anderen Ehen, bei denen der weibliche Theil geisteskrank war, nur 113 geisteskrante Söhne und 128 geisteskrante Töchter hervor. Während also auf einen geisteskranten Vater mehr als 2 geisteskrante Kinder kommen, haben die geisteskranten Mütter im Durchschnitt nur ungefähr ein geisteskrankes Kind. Im ganzen war die Vererbung auf die Töchter fast doppelt so häufig wie auf die Söhne. —

## Literarisches.

M. v. Egidy: „Ueber Erziehung“. Bern, A. Siebert, 1896. Preis 60 Pf. Das vorliegende Heftchen ist der dritte Band der von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegebenen ethisch-sozialwissenschaftlichen Vortragskurse. Der bekannte Ethiker und unklare Politiker v. Egidy, der seinen Offiziersrock ausgezogen hat, um sich der Agitation für seine Ideale, die Versöhnung der Klassen, zu widmen, verlangt in diesen Vorträgen vor allem die ständige Selbsterziehung von jedem, der irgendwie wirken will, in hervorragender Weise natürlich auch von demjenigen, der sich der Jugendziehung widmet. Es steht diese Forderung ja aus der selbstverständlichen Thatsache, daß das wesentlichste Moment in der Erziehung oder, wie Egidy es ausdrückt, daß aller Erziehung Geheißnis das Beispiel ist. Die Darstellung Egidy's ist etwas breit und schwülzig; die von ihm angeführten Gedanken und Forderungen, die er ohne Begründung aufstellt, lassen sich bedeutend kürzer und klarer

fassen. Bemerkenswerth ist seine scharfe Segnerschaft zum Christenthum; den Gedanken, daß wir nur elende, schwache Sünder seien, die nach Gnade und Erlösung durch andere rufen, bezeichnet er als eine uns eingeimpfte irrthümliche Vorstellung, die einem kräftigen Bewußtsein von der Befähigung zu wollen und sich zu üben, diesen Grundfaktoren der Selbsterziehung, hinderlich sei. Vernünftigerweise verlangt er eine Beseitigung derartiger schädlicher Vorstellungen. Uebrigens geht er nirgends über schwache Andeutungen dessen, was er wünscht, hinaus. —

**Theater.**

— Der Schauspieler Emil Drach wird das „Deutsche Theater in München am 11. April übernehmen und es am 18. April mit einem von hervorragenden Bühnen kommenden neuen Personal eröffnen. — Die Geschichte dieses Münchener „Muspentempels“ gleicht in vielen Stücken der unseres Theaters des Westens. —

**Aus dem Alterthum.**

— Bei den Ausgrabungen, die von dem deutschen Archäologischen Institut in der Nähe des Areopags zu Athen veranstaltet werden, ist dieser Tage ein unscheinbarer Gegenstand gefunden worden, der ein eigenthümliches geschichtliches Interesse hat. Es ist das Bruchstück von dem Rande eines großen, schwarzgefärbten Thongefäßes, in dessen Oberfläche mit einem scharfen Werkzeug in alterthümlicher Schrift die Worte Themistokles Phrearrhos eingeritzt sind. Offenbar ist damit der berühmte Staatsmann gemeint, und wir haben eine der Scherben vor uns, welche bei dem 470 vor Chr. abgehaltenen Scherbenengericht (Ostrakismos) abgegeben wurden, durch das Themistokles genöthigt ward, Athen zu verlassen. Derartige Ostraka sind bisher drei bekannt. Eine Scherbe trägt den Namen des Demios, auf zweien steht der Name des Patros des Perikles verzeichnet. —

**Physikalisches.**

— Fester Sauerstoff. Die Verflüssigung der Luft, die epochemachende Erfindung des Prof. Linde in München, ist bereits übertrumpft. Der „Electrical World“ zufolge ist es dem Physiker Prof. Dewar gelungen, flüssigen Sauerstoff mit Hilfe von Magnetismus in den festen Zustand überzuführen. Dieser feste Sauerstoff hat eine gallertartige Beschaffenheit. —

**Technisches.**

— Heilmann's elektrische Lokomotive. Die vor etwa drei Jahren von der französischen Westbahn, zuerst in der Nähe von Havre und dann bei Argenteuil, angestellten Versuche mit der elektrischen Lokomotive, System Heilmann, haben zu so günstigen Ergebnissen geführt, daß die Betriebsleitung der genannten Bahn sogleich Auftrag für Beschaffung zweier neuen Maschinen der gleichen Gattung ertheilte. Diese beiden Lokomotiven, an denen noch wesentliche Verbesserungen angebracht worden sind, sollen, wie der „Monde illustré“ erzählt, nun — d. h. nach etwa zweijähriger Arbeit — beinahe fertig sein und im kommenden Frühjahr in Dienst gestellt werden. Ein Berichterstatter des genannten Blattes besichtigte eine der neuen Maschinen, die „Zusée Nr. 2“, vor kurzem und schildert nun die von ihr und ihrer Schwestermaschine gebotenen Vortheile. Bei der Konstruktion kam es vor allem darauf an, die bisher von den gewöhnlichen Cypresszugmaschinen erlangten Geschwindigkeiten, sowie auch die lebendige, an der Achse zur Verwendung gelangende Kraft zu vermehren. Beides ist in hervorragendem Maße erreicht worden; denn während die bisherigen Maschinen nur ungefähr eine Zugkraft von 600—700 Pferdekraften entfalteten, soll die „Zusée Nr. 2“ 1500 Pferdekraften aufweisen. Die vor drei Jahren versuchte elektrische Maschine erzielte in der Stunde eine Schnelligkeitsleistung von 108 Kilometern, wobei sie einen aus acht Waggons bestehenden Zug beförderte. Die jetzt in Rede stehenden Maschinen erreichen bei schwerster Belastung 100 Kilometer, bei normaler Belastung sogar 130—140 Kilometer, beides auf ebener Strecke. Dank dieser erheblich gesteigerten Zugkraft der Heilmann'schen Maschinen gegenüber den bisherigen Lokomotiven können nunmehr schwerere, längere und mit reichlicherem Komfort ausgestattete Waggons zur Verwendung gelangen, die Züge selbst länger sein, daher mehr Personen und diese in kürzester Zeit befördert werden. Außer diesen Vortheilen größerer Schnelligkeit und vermehrter Kraftentwicklung müssen dann noch die beiden weiteren, der größeren Stabilität und des verminderten Verbrauches von Brennmaterial in Rechnung gebracht werden. Die größere Stabilität wird hauptsächlich dadurch erreicht, daß die Maschine selbst ziemlich schwer ist (110 Tonnen), während ihre Räder oder vielmehr die der beiden Waggons, auf denen sie untergebracht ist, sehr niedrig sind (Durchmesser des Radkranzes 1,16 Meter.) Auch der Bau der Maschine selbst trägt zur Vermehrung der Stabilität bei, denn die beiden Dynamos, sowie auch die Dampfmaschine befinden sich in aufrechter Stellung in der Mitte der die zwei Waggons verbindenden Plattform, so daß die durch die Bewegung der Maschinenteile erzeugte Erschütterung nur sehr wenig auf die Waggons des Zuges übertragen wird. Der Kessel besitzt eine außerordentlich große Heizfläche, woraus sich die Materialersparniß erklärt, und ist auf dem hinteren Theile der Gesamtmaschine untergebracht. Die Mitte nehmen, wie erwähnt, die eigent-

liche Dampfmaschine und die beiden Dynamos ein, und der vordere Theil, der ähnlich wie ein Schiffsbug, schnabelförmig zuläuft, um den Luftwiderstand besser überwinden zu können, bleibt für die Maschinenführer frei. Das ganze ist mit einem metallenen Regendach versehen. Die Höhe der Maschine beträgt fast vier Meter, ihre Länge von Puffer zu Puffer 18 Meter. Jeder der beiden Waggons hat vier Achsen; die ganze Maschine läuft also auf 16 Rädern, die direkt durch die Dynamomaschinen aktioniert werden. Trotz dieser Länge soll die „Zusée Nr. 2“, wie die Versuche gezeigt haben, Kurven gut überwinden.

**Humoristisches.**

— Ein Knallproh. In einer von den „Münch. N. Nachr.“ wiedergegebenen Gerichtsverhandlung schildert einer von dieser Sorte sich selbst folgendermaßen: „Nehmen's a mal an wie i ausschaug mit meine Fünfvierzig'ge (fünfundvierzig Jahren)! Net z' dich und net z' mager, g'wachsen wie a Pseifenröhrl, a Geld hamer, a Haus hamer, d' Einrichtung g'langt (reicht) für an Grafen, mei Gold- und Stouerzeugl (Brillantringe), wie i's da an mir trag, kostet mehrer wie a ganzer Gwandladen z'ammnt an Tuechlager! Nachher kimmt a feiner Jucker, a Jutzrärä (Fotterrier, ein englischer Jagd-hund) is' dahoam, a Viecherl dös fünfhundert Markl unter Brüdern werth is' und von meiner Frau, von dene weiten Aermel und dene Broschna und Armreil' mog' i gar net reden, dös is' bekannt in die besser'n Familien der ganzen Stadt. Mein Bua, der Jakob, hat a Verluzbett (Veloziped = Fahrrad), ganz vo' Niadl um 500 Markl, und trotzdem san mer mit jed'n Menschen gemein, ham ioan Proh und bilden uns nix' ein. Aber wenn mer an Charakter ham und uns von an armen Fretter nix'n sagen lassen, wenn mer uns mit folchea Leut' sag' i, die höchstens so viel haben, als nothwendig brauchn, überhaupt's net abgeben, nacher wär' die Bagaschi beleidigt. I lam' so an Mensch'n gar net beleidigen, i verzichl' auf die armen Leut' s ganze Jahr und damit Schlus.“ —

— Als Berthold Auerbach bereits einen literarischen Namen hatte, kam einst ein Bauer zu seiner Mutter, die in Nordstetten auf dem Schwarzwald lebte, und sagte:

„Ged!“ (so hieß Auerbach's Mutter mit dem Vornamen), „ich hab' Dich fragen wollen, ich hab' ein Entsele, der ist einer der besten in der Schule, der ist gar gut kopset (hat einen guten Kopf), jehz, wie i's? Nimmt Dein Berthele nicht auch einen Lehrbuben an?“ —

— Er weiß es besser. Unlängst machte eine Batterie von der schweizerischen Artillerieschule aus einen Ausflug übers Land. Voran reiten die vier Trompeter mit ihrem Instruktor, namens Schnepf. Wie sie gegen ein Landstädtchen herankommen, das zufälligerweise der Heimathsort des Hauptmanns ist, will sich dieser den Bewohnern bemerkbar machen. Er reitet daher zum Instruktor heran und sagt: „Sägit, Schnepf, der blasirt doch eis d'ür's Städtli däre!“ („Durch die Stadt durch.“) „Nei Hauptme,“ antwortete Schnepf, „d'ür's Städtli däre blase mer mit t'uri Gotseel nit, aber d'ür Tropete däre wei mer jehz grad eis pflisse.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Der erste diesjährige Schmetterling ist glücklich in — Westend angekommen. Hoherfreut meldet uns das ein Abommet. Der Falter ist ein bunter „Feuerfall“.

— Konservirte Tannenbäume giebt es jehz. Sie halten ihre Nadeln wie lebende fest und verändern ihr Aussehen nicht. Man will mit ihnen besonders nach den Tropen ein Geschäft machen. —

— In Posen sind drei Kinder erstikt. Die Mutter hatte sich für kurze Zeit entfernt und die Thür verschlossen. Während ihrer Abwesenheit fiel der Ofen um und setzte die Wohnung in Brand. —

— Eine „Urania“ wird auch in Breslau ins Leben treten. —

— Ein eigenartiges Firmenschild ist seit einigen Tagen in Breslau zu sehen. Geht man am Abend über den Ring, so sieht man am Firmament in großen feurig-weißen Buchstaben den Namen einer Firma. Nach Verlauf von 15 Sekunden verschwindet das Ganze in tiefstem Dunkel, um nach 5 Minuten wieder in roth, blan, grün u. zu erscheinen. —

— Im städtischen Schlahthaus zu Königsberg sind Fleischvorräthe im Werthe von 60 000 M. verbrannt. —

— Auf den galizischen Lokalbahnen ist infolge von Schneeverwehungen der gesammte Verkehr eingestellt. —

— Paris. Der Präsident des Presssyndikats erhielt einen mit 100 000 Fr. beschwerten Brief. Der Absender bestimmte das Geld als einen Preis, der demjenigen zufallen soll, der das beste Werk über Kunst, Industrie oder öffentliches Wohl verfaßt. —

— In der Provinz Malaga (Spanien) ist für 16 Millionen Zuckerrohr erstoren. —

— In New-York sind im verfloffenen Jahre 252 350 Zwischendecks-Passagiere gelandet. —

— In Futschau (China) brach in einem Tempel, in dem eine Theatervorstellung gegeben wurde, Feuer aus. Ueber 300 Personen, zumeist Frauen und Kinder kamen in den Flammen um. Von den 40 Schauspielern konnten sich nur vier retten. —